

## Bürger

# Sehnsucht nach dem Bürger

## Werte, Glaube und Manieren: Begegnung mit sechs Menschen, die sich selbst gern als neue Bürgerliche sehen

Von Georg Diez

Der Über-Bürger ist erkältet. Deshalb empfängt er keinen Besuch. Deshalb schreibt er einen Brief: »Das Gespenst des Bürgers geht um in Europa«, schreibt er uns. »Jedermann spricht vom Bürger, glaubt an seine Existenz, will ihn gesehen haben. Aber das ist nur eine Sehnsucht, die für ein Gefühl des Verlustes spricht. Das Verlangen nach Bürgerlichkeit kann das Bürgertum nicht ersetzen.« Der "neue Bürger"? © Dimplex/dpa

Wolf-Jobst Siedler, ein großer Preußenfreund und ein noch größerer Verleger. Er hat gerade ein Buch veröffentlicht, in dem er das Bürgertum begräbt. Er weiß natürlich, dass es schon immer besonders bürgerlich war, an seiner eigenen Beerdigung teilzunehmen. Er weiß auch, dass es zurzeit einen bürgerlichen Trend gibt, selbst wenn es nichts gibt, was weniger bürgerlich wäre als ein Trend.

Da gibt es Tanzstunden und Tischmanieren, da gibt es den Kanon der Literatur und die Abstiegsangst der Mittelschicht, da gibt es Wertediskussion und Familienpolitik, da gibt es eine bürgerliche Regierung. Und vor allem gibt es viele Leute, die sich selbst freimütig und selbstbewusst als Bürger bezeichnen. Sechs von ihnen sind wir begegnet, auf der Suche nach einer neuen Bürgerlichkeit.

**Die Kosmopolitin.** Bürgerlichkeit ist manchmal ein Schrank. Nicht so einer wie der schwere braune, der hinter Gina Kehayoff steht. Eher innerlich, geistig, das Bild von einem Schrank.

»Wenn ich das Wort Bürgerlichkeit höre«, sagt Gina Kehayoff, »dann sehe ich einen Schrank, ich sehe ein Haus und schöne Möbel und Abendeinladungen. Und ich denke daran, dass ich nicht viel mitnehmen würde, wenn ich wegginge.«

Gina Kehayoff hat schwarze Haare, hat ein schwarzes Sakko an und schwarze Stiefel, sie hat dunkle, wache Augen und am Arm eine Plastikuhr von Nike. Sie sitzt in ihrem Buchladen, der Fenster hat, die fast bis zum Boden reichen und gar nicht nach München aussehen. Wo Gina Kehayoff ist, so scheint es, ist immer auch ein Stück Paris.

Ihr Vater ist gebürtiger Bulgare, ihre Mutter ist Französin, Gina Kehayoff wurde in München geboren, sie hat einen französischen Pass. »Bürger sein«, sagt sie, »heißt für mich, dass man sich überall zurechtfindet. Hauptsache, es herrschen demokratische Verhältnisse.«

Sie hat früh geheiratet, sie hat studiert, sie hat drei Kinder bekommen, sie hat in Amerika gelebt und in Frankreich und hat dann in München einen Verlag gegründet. »Aber ich finde es nicht wichtig, wo man herkommt oder wo man hingehet«, sagt sie. »Es ist wichtig, wo man gerade ist.«

Es ist dieser abstrakte, universelle Bürgerbegriff, der sich in Deutschland nie wirklich durchgesetzt hat. Die Diskussion um Bürgerlichkeit gibt sich ästhetisch, sie ist aber in ihrem Kern politisch. Es geht, auch im Zeichen von Einwanderung und Islam, um eine kulturell gefärbte nationale Demokratie. Individuelle Freiheit gibt es aber nur jenseits von kulturellen Normen.

Gina Kehayoff sucht nach einer Haarsträhne, die sich gar nicht gelöst hat. Sie spricht von ihrem Mann und sagt: »Ich trete selten als Paar auf«; sie spricht von ihren Kindern und sagt: »Ich habe kein schlechtes

Gewissen, weil ich immer gearbeitet habe«; und sagt dann den bürgerlichsten Satz überhaupt: »Ich glaube fest an meine Familie.« Und all die bürgerlichen Regeln, die Formen, die Etikette? »Es ist doch angenehm, wenn Menschen sich richtig benehmen«, sagt sie. »Aber die Deutschen wissen das nicht mit dem Herzen, sondern weil es ihnen vorgeschrieben wird. Die Seele ist hier etwas zu eng.«

Diese Seele müssten sie trainieren, sagt sie, sie müssten vieles neu lernen, weil es im Krieg kaputtgegangen sei. So viel Selbstverständliches, so viel Herzensschau. Aber sie sperren diese Seele ein, in den Schrank, den sie Bürgerlichkeit nennen.

»**Das Bürgertum** ist im zwanzigsten Jahrhundert ein für alle Mal untergegangen«, schreibt Wolf–Jobst Siedler. »Aus dem Chaos der verschiedenen Katastrophen ging eine neue Gesellschaft hervor, die weder den Aristokraten kennt noch den Bürger.«

**Der Manierliche.** Max Raabe kommt vom Land. Der Mann, der bis nach Japan reist, damit die Menschen mal sehen, wie das damals war, als es in Berlin noch Tanztees gab und beschwingte Orchester und blasse Jünglinge mit Seitenscheitel, dieser blasse Mann mit den zurückgekämmten Haaren stammt aus Westfalen und hat in einer Kantorei angefangen zu singen, als hoher Bariton.

Er trägt ein helles Cordsakko mit einem Einstecktuch und graue Flanellhosen, er hat wässrige Augen und kommt ein paar Minuten zu früh zum Interview. »In jeder anderen Stadt schmeißen sich die Menschen am Sonntag in Schale«, sagt Max Raabe. »Das habe ich in Berlin nicht erlebt, als ich in den achtziger Jahren herzog, man machte sich nicht schön. Das hat sich inzwischen geändert. Die Menschen machen sich wieder schick, wenn sie ausgehen.«

Max Raabe spricht langsam und dreht dabei einen Löffel in der Hand. Manchmal streicht er mit dem Löffel auch die Kante des Tischtuchs entlang. Seine erste Platte, sagt er, war Beethovens *Neunte*, daran hat er sich berauscht, während die anderen Jungen die Bay City Rollers hörten. Es ist eine Ruhe um ihn, wenn er so redet, fast ein Sog von Ruhe, etwas, das man unzeitgemäß oder auch überlebt nennen könnte. Seine Nostalgie ist dabei nicht ironisch; sie ist pragmatisch.

»Ich habe kein Handy und auch keinen Computer«, sagt er, »das hat sich einfach nicht ergeben.« Er redet dann von Krankenhäusern, das sei für ihn ein Zeichen von Bürgerlichkeit als Bürgersinn, er redet von Literatur und vom Mäzenatentum, er drückt fest auf die Rundung des Löffels und sagt: »Ich bin doch nicht der Benimmonkel, nur weil ich bestimmte Umgangsformen gut finde.«

»Sind Sie Christ?«

»Ja«, sagt er, sehr entschieden, und spricht dann davon, wie sich das wohl in Deutschland auswirkt, »wenn die ganze Welt jetzt religiös wird: Wir werden doch nicht alle fromm?« Er dreht den Löffel, schaut ihn an, dreht ihn noch mal, dann fällt er ihm herunter. »Vielleicht«, sagt er, als er den Löffel aufgehoben hat, »ist unsere Kirche das Wohnzimmer?«

»**Den jetzigen Führungsschichten** geht vieles von dem ab, was unabdingbar zum Bürger gehört«, schreibt Wolf–Jobst Siedler, »Dauer, Tradition, Beständigkeit.«

**Der Berufsbürger.** Wer heute bürgerliche Politik macht, der kann ruhig aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammen. Es mag sogar von Vorteil sein. »Wenn bei uns etwas bürgerlich ist«, sagt Mike Mohring, die Haare hoch gegelt, die Hände in den Hosentaschen, die ganze Haltung etwas krumm, »dann sind das die Handwerksbetriebe, die über 50, 60, 70 Jahre ihren Betrieb aufrechterhalten haben.«

Mike Mohring ist Generalsekretär der CDU in Thüringen. Er ist 34, kommt aus Apolda, sein Vater ist Maurer, seine Mutter Verkäuferin, er sagt Sätze wie: »Man muss sich alles erarbeiten und kriegt nichts geschenkt.« Aus solchen Sätzen baut er seine bürgerliche Pyramide: Ohne Dauer kein Wohlstand, ohne Wohlstand kein Engagement.

Im Sommer 1989 war er 17, er hat erst eine Schülergruppe gegründet und sich dann dem Neuen Forum angeschlossen, und mit 18 saß er im Kreistag. Er trat in die CDU ein, »wegen der Personen«, wie er sagt, »manche meinen, ich sei ein verkappter Soze, aber das glaube ich nicht.« Mike Mohring ist kein Karrierist, obwohl er Karriere gemacht hat; sein Anzug ist ihm auf sympathische Weise etwas zu groß.

Es geht ihm weniger um Äußerlichkeiten, es geht ihm eher um so etwas wie Anstand. »Das war in der DDR wohl selbstverständlicher«, sagt er und meint Pünktlichkeit, Höflichkeit, Disziplin. Zum Beispiel die Sache mit der Kopfnote, für Betragen oder für Fleiß – die wurde nach der Wende abgeschafft und sollte dann wieder eingeführt werden. »Im Westen«, sagt Mohring, »wird so etwas wie die Kopfnote gleich als Einschränkung der Freiheit verstanden.«

Wenn Mike Mohring von Bürgerlichkeit spricht, dann wird das Wort konkret und löst sich gleichzeitig auf. Bürgerliche Politik, sagt er, »das heißt vor allem, Arbeit zu schaffen, aber das könnten Sie auch einen Sozen fragen.« Bürgerliche Politik ist heute Existenzsicherung, ist eine Defensivvokabel, ist ein Rückzugsgefecht.

»*Die Besserverdienenden Westerwelles*«, schreibt Wolf–Jobst Siedler, »sind keine Bürger, wie schon aus der Tatsache hervorgeht, dass man heute dazugehört, morgen herausfallen kann.«

**Der Traditionsbürger.** Christian Däubler ist sich bewusst, dass das alles auch Inszenierung ist. Und dann wieder nicht. »Hier«, sagt er, »sind die beiden Regale mit Thomas Mann.« Er steht in der Mitte seiner Dachgeschosswohnung in Berlin–Charlottenburg. Die Regale sind dunkel, der Schrank ist aus dem 18. Jahrhundert, der Sekretär in der Ecke hat Goldverzierungen und gehörte der Mutter, die Bilder an den Wänden hat fast alle sein Urgroßvater gemalt. Souchon, so hieß die Familie der Mutter. Sie waren Hugenotten; sein Großvater war kaiserlicher Admiral, sein Urgroßvater war Maler. Bürgerlichkeit ist immer auch ein Dilemma.

Er selbst hat Jura studiert, er war natürlich auch mal »am Theater«, er ist heute Leiter der Friedrich–Naumann–Stiftung. Er hat einen grauen Schnurrbart und eine randlose Brille und redet ein wenig atemlos. »Selbstständig«, sagt er, »und selbstbewusst ist der Bürger. Jemand, der offen ist für andere Menschen, für eine andere Herkunft. Jemand, der seine Rechte kennt und seine Pflichten. Jemand, der Entscheidungen treffen kann.« Das klingt bei ihm angenehm heiter.

Es ist »die berühmte Verantwortung«, wie er das nennt, dass man ein Talent hat und etwas daraus macht, im Beruf und für die Allgemeinheit, dieses Erbe, diese Erwartungen der Eltern. »Ich fühle mich privilegiert durch meine Herkunft«, sagt er, »aber ich sehe das alles heute durchaus etwas kritischer.«

Er ist linksliberal, wie er sagt, er ist 63 Jahre alt und war 1968 Student in München. »Die Deutschen haben damals an Demokratiefähigkeit gewonnen«, sagt er. »Wir haben das Land innerlich demokratisiert und äußerlich entbürgerlicht.« 1972 wollte er sich keine Stereoanlage kaufen; eine Stereoanlage, sagt er, sei das Zeichen für Gедiegenheit gewesen.

Heute veranstaltet er einmal im Monat einen Salon bei sich, es ist das offene Haus, das er von seinen Eltern und Großeltern kannte. »Als junger Mensch goutiert man das nicht so«, sagt er. Bürgerlichkeit ist manchmal eine Frage des Alters.

»*Aus der Folge von immer neuen Revolutionen* – dem Sturz der Monarchie und dem Aufkommen und dem Untergang von Kommunismus und Faschismus – ging eine egalitäre Gesellschaft hervor. Vielleicht hat eben das«, schreibt Siedler, »den staunenswerten Aufschwung der fünfziger und sechziger Jahre möglich gemacht.«

**Der Buddenbroker.** Von seinem Schreibtisch aus sieht Jörg Woltmann auf eine leere Fläche. Der Blick muss ihm gefallen. Er ist die Art von Mensch, die in so etwas eine Chance sieht.

Gerade hat Jörg Woltmann die Königliche Porzellanmanufaktur KPM gekauft. Der bisherige Besitzer, »Seine Königliche Hoheit Prinz von Preußen«, so nennt er ihn, hatte sich mit seinen Partnern überworfen. Jetzt gehört die KPM dem Sohn einer alleinerziehenden Mutter, die sich kurz nach dem Krieg in der »Damenoberbekleidung« selbstständig gemacht hat.

Jörg Woltmann könnte zufrieden sein. Er trägt einen dunklen Anzug mit Weste, silberne Manschettenknöpfe und eine Perlennadel in der rosa Krawatte. Er ist 58 Jahre alt und sitzt im obersten Stock der Allgemeinen Beamtenkasse, die er 1980 gegründet hat und seither als geschäftsführender Gesellschafter leitet. Die KPM ist das älteste Berliner Unternehmen, er hat acht Millionen Euro investiert. »Mir war sehr daran gelegen«, sagt er, »dass das Unternehmen in Berlin bleibt und in deutscher Hand. So ein Kulturgut darf nicht untergehen.«

Aber irgendwie kann er sich nicht so recht freuen. Er erzählt, »dass man schon KPM sagen konnte, als man Vater und Mutter sagen konnte«; er erklärt, »dass die KPM ihren alten Stolz wiederfinden muss«; er erwähnt, »dass das doch ein sehr hochwertiges Produkt ist«. Er redet etwas stockend und lieber über konkrete Projekte als über abstrakte Ideen. »Es muss mehr Bürger-Engagement geben«, sagt er, »der Staat tut sich schwer mit Entscheidungen, die Bürger entscheiden noch etwas.«

Es sind die richtigen Sätze. Aber etwas fehlt. Er ist Mitglied im Lions Club, er hat die Prestigefirma der neuen Bürgerlichkeit gekauft, er hat ein Einstecktuch. Was kann es sein?

»**Natürlich war der Bürger** einst ein Träger des Neuen, ein Revolutionär«, schreibt Siedler. »Man hat sich oft amüsiert über die Vorliebe von Karl Marx für Plastrons und ein Hummerfrühstück, mit dem sein Freund Engels um gut Wetter bat, wenn er schlechte Nachrichten hatte. Aber Plastrons gibt es heute so wenig wie die Hummerstuben in Hafenstädten. Auch in dieser Hinsicht ist der Bürger mit seinen verschwiegenen Vorlieben untergegangen.«

**Der Innerliche.** »Und hier ist der Salon«, sagt Jakob Hein und amüsiert sich über dieses Wort und schaut auf den Schrank und den Fernseher und die Grünpflanze und das Sofa und das Miró-Poster an der Wand. Auf dem kleinen Tisch liegt sein neuer Roman. Er hat gerade 24 Stunden Dienst hinter sich. Er wirkt wach und gut gelaunt.

Jakob Hein ist Schriftsteller und Psychiater, er arbeitet als Oberarzt in der Charité, er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern am Prenzlauer Berg, wo sich die Jungen einrichten in den Formen, in den Räumen der Alten.

Der Herr Jensen aus seinem Roman scheitert an diesen Formen, er wirft den Fernseher aus dem Fenster, er schraubt sein Klingelschild ab, er ist das unbürgerliche Echo und in der Konsequenz doch wieder ein Traditionalist der Innerlichkeit. Jakob Hein kennt diesen Herrn Jensen gut.

»Ich halte das völlig selbstbestimmte Leben für eine Illusion«, sagt er, der so jung wirkt und fast studentisch mit seiner großen Brille und dem großen Kopf. »Ein Bürger ist jemand, der sich als Teil eines Staatswesens definiert, der sich nicht auflehnt, der sich aber auch nie ganz aufgibt.«

»Ist Bürgerlichkeit das Gegenteil von Selbstverwirklichung?«

Jakob Hein lächelt, weil er weiß, dass das, was er sagt, in die Schublade gesteckt werden kann, auf der Ostdeutsch steht. »Wenn man jeden ideologischen Quatsch mitmacht«, sagt er und streckt seinen blassen Kopf etwas nach oben, »dann hat das auch im Westen Familien zerstört. Und der Ort, wo sich das Bürgerliche am meisten definiert, ist sicher die Familie.«

Mit Quatsch meint er die sexuelle Revolution, den Konsum, das, was einmal die Yuppies waren. Bürgerlichkeit ist dagegen Schutz, Stabilität, ein Kokon.

»Ich erlebe das Bürgerliche als eine nüchterne Art, bestimmte unverrückbare Normen zu akzeptieren, ohne den heftigen Pendelschwankungen der jeweiligen Neuzeit nachzugeben«, sagt Jakob Hein. Irgendwo im Haus bohrt jemand, im Nebenzimmer ist sein kleiner Sohn Elias zu hören. Bürgerlichkeit wird im Alltag ausgetragen.

Eigentlich wollte Jakob Hein ja Schauspieler werden, am liebsten sogar Komiker, »aber für mich kam das nie infrage, einen künstlerischen Beruf zu ergreifen«, sagt er, »das hatten mir meine Eltern vermittelt«.

Der Vater, das ist Christoph Hein, der Schriftsteller; die Mutter ist Dokumentarfilmerin; und als Kind saß Jakob bei Heiner Müller auf dem Schoß. »Ich habe sehr davon profitiert, eine gutbürgerliche Erziehung genossen zu haben«, sagt er, »weil es nach der Wende für uns, für meine Familie keinen wirklichen Bruch gab.«

Dann holt er seinen Sohn, der knapp ein Jahr alt ist. Er hebt ihn in die Höhe. Er lehnt sich auf dem Sofa zurück. Der neue Bürger trägt Sandalen mit Socken.

*Lesen Sie hier eine weitere Analyse der deutschen Seele von Jens Jessen – über den Spießler.*

## **Zum Thema**

### ***DIE ZEIT /: Projekt Spießler***

ZEIT online widmet sich einem urdeutschen Phänomen: dem Spießler. Und findet ihn überall. Über drei Wochen nähern wir uns dieser gesellschaftlichen Gestalt in Texten und Filmen, die spießige Lebenswelten entdecken, enttarnen, entdämonisieren. Ein Schwerpunkt

[<http://www.zeit.de/multimedia/spiesser/index>]

### ***DIE ZEIT /: Vergesst nicht Adornos Krawatte***

Was ist das heute noch, ein Bürger? Und was könnte neue Bürgerlichkeit bedeuten? Ein Versuch, Ordnung in eine wirre Debatte zu bringen

[<http://www.zeit.de/2006/11/Burgerlich-Begriff>]

### ***DIE ZEIT /: »Wie sollen wir leben?«***

Warum nur die neue Bürgerlichkeit unsere Gesellschaft retten kann – auch wenn sie neue Ungleichheit erzeugt. Ein Interview mit dem Historiker Manfred Hettling

[[http://www.zeit.de/2006/11/Burger\\_2fInterview](http://www.zeit.de/2006/11/Burger_2fInterview)]

***DIE ZEIT 09.03.2006 Nr.11***